

Dübendorf Mit Jäger Richard Albisser auf dem Hochsitz beim Beobachten von Fuchs, Reh und Dachs

Einsam und trotzdem selten allein

Töten gehört zum Jagen. Bevor es so weit kommt, braucht es ein Versteck, Sitzleder und geschärfte Sinne. Meistens beobachtet der Jäger aber nur die Natur und schießt keine Tiere.

Karin Niedermann

Jäger sind einsam. Ihre Hochsitze stehen mehrere Meter über dem Boden und sind gut getarnt, sodass sie für Spaziergänger, Mountainbiker, Liebespaare und andere schlecht sichtbar sind. Und dann die Stille. Ausser dem Zwitschern der Vögel, dem Rascheln der Blätter oder einem knackenden Zweig ist nichts zu hören. Das Jägerdasein als romantische Idylle?

Schön wärs, doch die Realität sieht anders aus. Die Zivilisation ist unerbittlich und dringt gnadenlos ins Reich der Jäger ein. Auf seinem Hochsitz hört der Dübendorfer Jäger Richard Albisser lautes Rufen und Johlen von einem nahegelegenen Fussballplatz. Autos fahren dröhnend über die Strasse, die Flugzeuge am Himmel hinterlassen nicht nur einen Schweif aus Kerosin, sondern bringen auch entsprechenden Lärm. Jäger Albisser stört das alles nicht. «Die Tiere haben sich damit arrangiert und kommen trotzdem auf die Wiese.»

Sprichwörtlich schlauer Fuchs

Das beweist zum Beispiel ein junger Fuchs. Es ist bereits dunkel, und das Tier ist nur an seinen Umrissen zu erkennen. Der Jäger bringt die Waffe in Stellung und setzt zum Schuss an. Doch – zu spät: Der Fuchs hat bemerkt, dass er nicht allein ist, und bringt sich in den Erdaufwürfen des brachliegenden Feldes in Sicherheit. Richard Albisser bleibt ruhig. «Ich gehe nicht jagen, um



Gut getarnt ist halb beobachtet: «Ich gehe nicht jagen, um unbedingt etwas zu schießen», meint Jäger Richard Albisser. (kan)

unbedingt etwas zu schießen. Darum geht es gar nicht», sagt er. Vielmehr geniesst er die Natur, die nahe der Zivilisation viel Leben birgt. Nicht nur der Dachs und der Fuchs sind oberhalb von Dübendorf anzutreffen, sondern auch Rehe und Fledermäuse. Sie alle können sich gut verstecken.

Wenn er jeweils sitzt, verlässt sich Albisser auf sein Gehör und auf seinen Feldstecher. Sein geübtes Auge nimmt Bewegungen aber auch ohne Hilfe wahr. Ein dunkles Etwas tritt aus dem Wald auf die Wiese – ein Reh. Bei den schlechten Lichtverhältnissen schießt Albisser nicht mehr. Er kann nicht mehr ausmachen, ob es sich um ein Kitz oder eine erwachsene Rehkuh oder einen Bock handelt. Und einfach drauflos-schießen darf und will Albisser nicht. Noch immer fahren Autos in der Nähe

vorbei. Ihre Scheinwerfer blinken zwischen den Bäumen auf und erinnern daran, dass die Natur hier oben nicht mehr unberührt ist.

Kein Hobby, sondern Leidenschaft

Dabei ist es genau das, was Richard Albisser am Jagen so gefällt. «Ich war schon als kleiner Junge immer viel im Wald», erzählt der 62-Jährige. Mit zwei Kollegen hat er früh zu jagen begonnen – und bis jetzt nicht mehr aufgehört damit. Mittlerweile ist er Mitglied der Jagdgesellschaft Dübendorf und Wildhüter. Jagen ist für ihn kein Hobby, sondern Leidenschaft. «Wenn man ein Jagdrevier pachtet, übernimmt man damit Verantwortung und Pflichten.» Die Jäger sind auch bei schlechtem Wetter unterwegs und schauen in ihrem knapp 800 Hektaren grossen Revier regelmä-

sig nach dem Rechten. Auch wenn Albisser in seiner langen Jägerlaufbahn schon viel gesehen hat, gibt es immer wieder Momente, die ihm schwerfallen. Dann etwa, wenn er ein Reh, das von einem Hund angefallen wurde, suchen und töten muss. «Als ich beim Ausnehmen sah, dass es zwei Rehkitze trug, war das schon schwierig.»

Dennoch will er die Zeit draussen in der Natur nicht missen. Auch wenn sie erfolglos bleibt wie diese Nacht. Auf der Fahrt aus dem Wald zeigt sich dann doch noch ein Dachs. Er flitzt geschwind über die Strasse und ist nur für einen Moment im Scheinwerferlicht zu sehen. Derweil äsen mehrere Rehe am Waldrand, unbemerkt von den vorbeifahrenden Autos. Die Natur wäre so nah. Und manchmal bleibt die Zivilisation eben doch aussen vor.

Volketswil Nationalrat Ulrich Schlüer und Hasan Taner Hatipoglu debattierten über Minarett-Bau

Am eigentlichen Thema etwas vorbeigestritten

Kontradiktorisch ging es am Dienstag in Volketswil schon zu und her. Doch dabei ging es zwischen Ulrich Schlüer und Hasan Taner Hatipoglu keineswegs nur um die angekündigte Minarett-Frage.

Till Hiemer

Am Dienstagabend kreuzten Ulrich Schlüer, SVP-Nationalrat sowie Herausgeber der nationalkonservativen Zeitung «Schweizerzeit», und Hasan Taner Hatipoglu, Präsident der Vereinigung Islamischer Organisationen Zürich, die Klängen – dies im Hinblick auf den Abstimmungssonntag vom 29. November; dannzumal wird der Schweizer Stimmbürger zur emotionsgeladenen Forderung «Gegen den Bau von Minaretten» an der Urne Stellung beziehen können.

Moderiert wurde das kontradiktorische Streitgespräch im Volketswiler «Wallberg»-Saal von Christian Brüttsch, Redaktionsleiter des «Anzeigers von Uster». Der von SVP-Frauen bestimmte Ort war gut gewählt: In Volketswil soll die grösste Moschee im Kanton gebaut werden. 800 Unterschriften waren gesammelt worden, um das Projekt vom Gemeinderat sorgfältig prüfen zu lassen – der Bau wird zonenkonform sein.

Minarette als Symbole der Macht?

War es ein Streitgespräch, das sich die beiden Kontrahenten Schlüer und Hatipoglu lieferten? Durchaus. War es eines über Minarette? Nur sehr bedingt. Moderator Brüttsch bot Minarett-Befürworter Hatipoglu eingangs die Gelegen-

heit, zu erklären, was ein Minarett ist und wofür es steht. Hatipoglus Kernaussage «Ein Minarett ist die Zierde einer Moschee», wollte Podiumsgegner Schlüer so nicht stehen lassen. Er sah darin vielmehr ein Stein gewordenes Symbol für muslimische Machtansprüche, die darauf abzielten, eine Gesellschaft mit ihren Wertvorstellungen zu dominieren. Den von Hatipoglu geforderten Beweis, dass dem wirklich so sei, konnte er aber nicht erbringen.

Scharia im Zentrum des Gesprächs

Schlüers Argumentation führte auf direktem Weg zu einer Diskussion über die Scharia (sprich die islamische Rechtsordnung) – und damit geradewegs in die Sackgasse. Das eigentliche Thema – der Bau von Minaretten – verkam so zum Nebenschauplatz. «Die Scharia ist ein Parallel-Recht und verstösst diametral gegen unsere Rechtsordnung», warnte Schlüer. Was dort festgeschrieben sei, «wollen wir Schweizer nicht». Er schlug einen Bogen von Steinigungen und Hand-abhacken über Zwangsehen bis hin zum Kopftuch beim Schwimmunterricht. «Die Minarette als Speerspitze der politischen Islamisierung wollen wir ebenfalls nicht», folgerte er.

Obwohl Schlüer bei der Schweiz und in der Gegenwart bleiben wollte, verwies er immer wieder auf andere europäische Länder und blickte dabei zurück bis ins 15. Jahrhundert, als er die Hagia Sofia in Istanbul ins Spiel brachte. Auf diese einst byzantinische Kirche sei nach deren Übernahme durch die Türken sofort ein Minarett gepfropft

worden – «ein klares Siegeszeichen und somit auch ein Bollwerk der Scharia».

Hatipoglu konterte, dass dieses Vorgehen lediglich sichtbarer Ausdruck dafür gewesen sei, dass hier nun eben eine Moschee stehe. «Wir haben seit über dreissig Jahren Minarette in der Schweiz. Wurde deswegen die Scharia eingeführt? Nein», beantwortete er gleich selbst seine rhetorische Frage. Die islamischen Organisationen in der Schweiz hätten sich schon vor zehn Jahren in einer Erklärung gegen Zwangsehen ausgesprochen. «Das war nicht nur ein Lippenbekenntnis», so Hatipoglu. Solche Ehen seien nach islamischem Recht sowieso ungültig.

Schlüer vermisste in islamisch geprägten Ländern die Toleranz gegenüber anderen Religionen und meinte, dass die christlich orientierte Schweiz deshalb Gegenrecht halten solle: «Wenn diese Länder toleranter wären, hätten wir unsere Initiative gar nicht lanciert.»

Hatipoglu wehrte sich vehement gegen den Vorwurf, die Muslime in der Schweiz seien letztendlich darauf aus, die Scharia auch hierzulande einzuführen. «Wir stehen vollumfänglich zur schweizerischen Gesetzgebung. Darauf gebe ich ihnen mein Wort», beschwor er die über hundert Zuhörer im Saal.

Er wies darauf hin, dass mehr als 50 Prozent der hiesigen Muslime aus Balkan-Ländern kämen – «dort existiert die Scharia gar nicht». Dasselbe gelte für die

20 Prozent der türkischstämmigen Einwohner. 90 Prozent der islamisch orientierten Personen in der Schweiz hätten

«Wir stehen voll hinter der Schweizer Gesetzgebung.»

Hasan Taner Hatipoglu

«keinerlei Erfahrung» mit der Scharia. «Wie soll eine Minderheit von ein paar tausend nicht Stimmberechtigten die Scharia hier auf gesetzlichem Wege einführen?», wies er auf einen Widerspruch in Schlüers Argumentation hin. Er betonte, dass Moslems aus religiösen Gründen dazu verpflichtet seien, die Gesetzgebung ihres Aufenthaltslandes zu respektieren.

Schlüer brachte das Beispiel des in der Schweiz zuletzt errichteten Minarets in Wangen bei Olten, eines von vier im Land. «Dort weht die Fahne der grauen Wölfe, einer gefährlichen politischen Organisation aus der Türkei.» Die Trägerschaft der Moschee habe darauf bestanden, dass die Fahne bleibe.

«Fehler bekämpfen, nicht Minarett»

«Das Nichtbauen eines Minarets löst kein einziges der vorhandenen gesellschaftlichen Probleme im Zusammenleben von Christen und den 350 000 Muslimen in der Schweiz», versuchte Hatipoglu die Diskussion auf den «richtigen» Weg zurückzuführen. «Wir müssen Fehler bekämpfen – nicht Minarette.»

In der Fragerunde danach bestätigte sich, was Zwischenrufe und Applausverteilung bereits angekündigt hatten: Die Minarett-Gegner waren in erdrückender Überzahl. Doch auch hier bezogen sich die Argumente weniger auf den Minarett-Bau als auf die bereits im Streitgespräch zuvor erörterten Punkte. Konkrete Fragen wurden kaum gestellt.

Andernorts

Leben auf zwei Kontinenten



Inge H. Schmidt*, Nairobi

Leben auf zwei verschiedenen Kontinenten ist spannend, interessant, herausfordernd und auch nicht immer einfach. Aber ohne diese Herausforderungen, so scheint mir, wäre mein Leben nicht das, was es jetzt ist. Wahrscheinlich brauche ich beides, in der Schweiz leben und dann wieder in Kenia.

Die Lebensstile sind mehr als verschieden. Wie schaffe ich den Spagat? Ich versuche, wenn ich in der Schweiz bin, so zu denken, wie man hier denkt. Bin ich in Kenia, stelle ich mich automatisch um auf die dortige Lebensart. Das heisst, es ist mehr als anders. Vom Einkaufen bis zur Denkart – Strasse überqueren – Waschmaschine per Hand von jemandem aus dem Bekanntenkreis umsetzen lassen oder auch Putzen der Wohnung: Alles braucht mehr Zeit als in der Schweiz. Doch mit der Zeit ist das Leben in Kenia so normal, dass, wenn ich zurück bin, dieses hier abnormal ist. In der Hektik, die ich beobachte und erlebe, wenn ich in der Schweiz bin, denke ich: Warum nur? In einigen Minuten geht doch wieder ein Bus.

Mir sind auch die Begegnungen im Freundes- und Bekanntenkreis wichtig – oder einfach sein. Sein in Form einer Wanderung beispielsweise – wie liebe ich doch die vielen Wanderwege in der Schweiz (in Kenia so nicht möglich). Dazu kommt mein GA, sodass ich mich überallhin frei bewegen kann. Ja, da sind wir in der Schweiz privilegiert! Wo gibt es sonst noch ein Land, welches so gut vom öffentlichen Verkehr erschlossen ist? Wir sind hier in der Schweiz, für meine Begriffe, verwöhnt. Alles funktioniert bestens, mehr als pünktlich. Komme ich vom Ausland zurück, muss ich mich innerlich und äusserlich umstellen.

Zum Glück gibt es da mein Agendasystem, welches ich seit vielen Jahren erfolgreich führe. Da kann ich – ganz altmodisch – vorab eintragen, was an Terminen läuft. Dies ist mir sympathischer als all die neuen Formen auf elektronischem Wege.

Dennoch, ob diese oder die andere Form des Eintragens der Termine in die Agenda: Die Zeit vergeht schnell, so oder so. Ein paar Monate in der Schweiz, ich geniesse es; ein paar Monate in Kenia, ich geniesse es. Und da ist die Frage von einigen Personen in der Schweiz an mich: Wo sind Sie zu Hause? Auf beiden Kontinenten. Ganz klar, keine Frage. Warum? Weil beide Erdteile zu mir gehören. Weil beide Personenkreise zu mir gehören. Normal? Ja und nein – doch ich gehöre beiden hier und jetzt, auf beiden Erdteilen. Dafür bin dankbar. So bleibe ich dran – hier und dort.

*Die Dübendorferin Inge H. Schmidt betreut verschiedene Hilfsprojekte in Kenia. Weitere Informationen unter www.projekte-frauen-kenya.ch. Spenden auf PC-Konto: 85-374327-4.

Korrigendum

Nicht Jurij Kolbs Bild

Uster. Im Bericht über die Ausstellung der Künstlergruppe Uster in der Galerie Zeughaus auf der Regionalkultur-Seite vom 8. September war ein Foto falsch angeschrieben. Beim Bild unten links handelt es sich nicht um ein Werk von Jurij Kolb, sondern um das Werk «Zöteli-Züüg» von Ursula Conz. (avu)